

Geschichte der Philosophie

73 Empirismus des 19. Jahrhunderts

Von Dr. Arthur Holmes vom Wheaton College

Wir werden uns in diesem Jahr gemeinsam durch die Geschichte der westlichen Philosophie bewegen. Genauer gesagt, vier Wochen lang beschäftigen wir uns mit rund 200 Jahren Empirismus, dem Empirismus des 19. und 20. Jahrhunderts. Um den Kontext besser zu verstehen, kehren wir zu diesem Ihnen bekannten Diagramm zurück: Es zeigt die Schnittmenge von modernem Empirismus und Rationalismus der Aufklärung in der von Immanuel Kant geschaffenen Synthese. Aus dieser Synthese entwickelte sich eine Unterscheidung zwischen zwei Methodologien, die bis heute in der Philosophie fortbesteht.

Der Rationalismus der Aufklärung war vor allem auf dem europäischen Kontinent verbreitet, mit Descartes, Spinoza und Leibniz. Daraus entwickelte sich, wie wir bei Hegel gesehen haben, die existentialistische Tradition, und in gewissem Maße auch Denker wie Whitehead. Das Ergebnis ist eine phänomenologische Methode, die versucht, die Realität durch die Linse des menschlichen Selbstbewusstseins zu betrachten.

Die phänomenologische Methode dominiert, wie wir letzte Woche gesehen haben, bis heute das europäische Denken, insbesondere das westeuropäische auf dem Kontinent. Die empiristische Tradition hingegen, geprägt von Locke, Berkeley und Hume, ist hauptsächlich in Großbritannien beheimatet und wurde im 19. Jahrhundert von den drei Denkern fortgeführt, die wir im Folgenden betrachten werden: Auguste de Kant, John Stuart Mill und Ernst Mach. Der bedeutendste unter ihnen ist Ernst Mach.

Nein, ich nehme es zurück. Der größte von ihnen ist John Stuart Mill. Entschuldigung, der letzte von ihnen war Ernst Mach.

John Stuart Mill ist hierbei besonders hervorzuheben. Doch dieser fortwährende empiristische Ansatz führte dazu, dass die wissenschaftliche Methode als universell anwendbar auf alle Bereiche menschlichen Wissens betrachtet wurde. Damals hingegen war die Weltsicht, die Linse, durch die in der europäischen Tradition alles gesehen wurde, der menschliche Geist mit seiner schöpferischen Freiheit.

Und ich denke, das ist eine zutreffende Verallgemeinerung, egal ob man von Hegel, Sartre oder Dewey spricht. Die Empiristen des 19. Jahrhunderts hingegen betrachteten die Welt schlicht durch die Linse der Natur, wie sie durch die wissenschaftliche Methode erforscht wurde. Und so trennen sich die Wege.

Bis heute, im gesamten 20. Jahrhundert, lässt sich festhalten, dass die phänomenologische Philosophie auf dem europäischen Kontinent vorherrschte. Im englischsprachigen Raum hingegen dominierte der Empirismus. Und obwohl die wissenschaftliche Methodik dort vielleicht nicht mehr ganz so imperialistisch wie zu Mills Zeiten im frühen 20. Jahrhundert beurteilt wurde, blieb doch die Auffassung bestehen, dass wissenschaftliche Kriterien zur Beurteilung allen menschlichen Wissens herangezogen werden sollten.

Das ist also der Unterschied. Es gibt natürlich Versuche, Parallelen zwischen den beiden zu ziehen und Brücken zu schlagen. Ich habe Ihnen vielleicht schon einmal erwähnt, dass es Ende der 1940er Jahre eine gemeinsame Konferenz englischer und französischer Philosophen gab.

Die Ergebnisse dieser Tagung wurden in einem Band mit dem Titel „La Philosophie Analytique“ (Analytische Philosophie) veröffentlicht. Beim Lesen stellt man fest, dass die Franzosen zwar auf Englisch schreiben, was vielen von uns hilft, und die Engländer auf Französisch, aber ihre Themenbereiche sich grundlegend unterscheiden. Denn sie beschäftigen sich einfach mit ganz unterschiedlichen Dingen.

Oder, vor etwa fünf Jahren, war ich auf einer Konferenz in Toronto, wo europäische Philosophen – mehr Niederländer als Franzosen – und Angloamerikaner sich mit dem Begriff der Rationalität auseinandersetzten. Dasselbe Erlebnis. Man begegnete sich wie Schiffe in der Nacht.

Einfach weil die Methodik und die Erwartungen unterschiedlich sind. Das heißt aber nicht, dass es in der europäischen Philosophie keine analytisch orientierten Philosophen gäbe. Die gibt es.

Oder, um es mal so auszudrücken, dass es in der amerikanischen Philosophie keine phänomenologischen Denker gäbe. Die gibt es. Die großen Fachbereiche bemühen sich, mindestens einen Vertreter dieser Richtung zu haben.

Wir haben einen. Roberts. Nur dass er sich irgendwie dem analytischen Denken zugewandt hat.

Dank seiner Arbeiten zu Wittgenstein sowie zu Kierkegaard und Bultmann. Die Ausgangslage ist also gegeben. Heute möchte ich den Empirismus des 19. Jahrhunderts charakterisieren, und wir werden dies möglicherweise am Montag fortsetzen müssen, wenn wir uns dem 20. Jahrhundert zuwenden.

Nächsten Montag beschäftigen wir uns mit dem frühen 20. Jahrhundert und Persönlichkeiten wie Bertrand Russell, John Stuart Mill, George Ernest Moore und G. E. Moore. Doch um das 19. Jahrhundert zu charakterisieren, betrachten wir diese

drei Schwerpunkte: Die Erweiterung der objektiven Denkweise der Aufklärung hin zu – und ich habe, um es vielleicht etwas deutlicher zu machen, die hypothetisch-deduktive Methode so formuliert – hin zu einer hypothetisch-deduktiven Methode.

Das heißt, eine Methodik, die im Geiste der aufklärerischen Objektivität auf die Wissenschaft anwendbar ist. Sie lehnt die kantische kopernikanische Wende ab. Was meine ich nun mit einer hypothetisch-deduktiven Methode, diesem Begriff? Sie werden feststellen, dass er Ihnen immer vertrauter wird.

Die vorangegangene Aufklärungstheorie des 18. Jahrhunderts, vertreten durch Empiristen, basierte natürlich auf empirischen Verallgemeinerungen und daraus abgeleiteten deduktiven Schlussfolgerungen. Bei den kontinentalen Rationalisten wie Descartes und Spinoza hingegen fanden sich intuitive, selbstverständliche, angeborene, apriorische Prämissen und eine deduktive Methode. Anders ausgedrückt: Die Methodik der Aufklärung führte von Prämissen über die Deduktion zu einer logischen Schlussfolgerung.

Entweder a priori oder empirische Prämissen. Die im 19. Jahrhundert verbreiteten angeborenen Vorstellungen und dergleichen sind fragwürdig. Empirische Verallgemeinerungen sind äußerst schwer zu überprüfen.

Man kann sie zwar widerlegen, aber ihre empirische Überprüfung ist ziemlich schwierig, und es entsteht das Induktionsproblem. Anstatt also empirische Verallgemeinerungen oder A-priori -Prämissen zu verwenden, liegt der Schwerpunkt auf einer Hypothese als Prämisse. Aus einer empirischen Hypothese folgt: Wenn dies wahr ist, was folgt dann? Hypothetisch-deduktiv.

Eine Hypothese dient also als Grundlage für deduktive Methoden. Dies entspricht viel eher der eigentlichen wissenschaftlichen Methode. Man erinnere sich: Einer der Kritikpunkte an Francis Bacon und seinen induktiven Methoden war, dass er Hypothesen völlig außer Acht ließ.

Experimentelle Methoden, aber ohne Hypothesen. Hier zeigt sich ein reiferer Ansatz des 19. Jahrhunderts: die hypothetisch-deduktive Methode. Dieses Verständnis der wissenschaftlichen Methode prägte John Stuart Mill, Ernst Mach, Bertrand Russell und den logischen Positivismus des 20. Jahrhunderts.

Tatsächlich wurde das Rätsel erst mit Thomas Kuhns Buch „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ gelöst, als man erkannte, dass die Wissenschaft eher mit Paradigmen als mit Hypothesen arbeitet. Verstanden? Behaltet das im Hinterkopf. Nun zum zweiten Merkmal.

Die Erweiterung dieser Methode, der hypothetisch-deduktiven, auf die Humanwissenschaften. Zuvor hatte man Wissenschaft im Wesentlichen mit Physik und Astronomie gleichgesetzt. Dort hatte alles seinen Ursprung.

Die Chemie hielt Einzug. Die Biologie folgte allmählich. Doch das Bedeutende im 19. Jahrhundert war die Ausweitung dieser Methoden auf die Humanwissenschaften.

Das heißt, auf die Psychologie, die Soziologie und die Politik. Der Versuch, es auch auf die Ethik anzuwenden, damit die Ethik zu einer empirischen Wissenschaft werden könnte. Genau das war das Ziel von John Stuart Mill in seinem Utilitarismus.

Er wollte eine empirische wissenschaftliche Ethik. Die Ausweitung dieser wissenschaftlichen Methode auf das menschliche Wissen, die Naturwissenschaften und die Sozialwissenschaften wird in manchen Kreisen als Szientismus bezeichnet .

Die Annahme, dass allein die Wissenschaft verlässliche Erkenntnisse liefert. Szientismus . Und unsere Freunde auf dem Kontinent würden angesichts solcher Dinge natürlich einen Wutanfall bekommen.

Und was ist mit dem menschlichen Geist? Was ist mit der phänomenologischen Methode und so weiter? Tatsächlich könnte man Husserls Versuch, die von ihm so genannte Krise der Wissenschaften zu bewältigen, in diesem Licht betrachten. Er wollte die Philosophie zu einer strengen Wissenschaft machen, aber nicht mit einer hypothetischen Methode. Vielmehr sollte er auf a priori Prinzipien basieren, die mithilfe der phänomenologischen Methode abgeleitet werden.

Also, diese Dinge haben Konsequenzen. Und die Konsequenz dieser Ausweitung der wissenschaftlichen Methode auf einen globalen Bereich ist die Entwicklung von Phänomenalismus, Antirealismus und Antimetaphysik. Ja, Phänomenalismus – wir kennen nur Phänomene.

Die Dinge, wie sie uns erscheinen. Was wir heutzutage Antirealismus nennen. Wir kennen die Erkenntnis der letztendlichen Realität an sich nicht .

Und die Art und Weise, wie sie sich äußert, insbesondere im 19. Jahrhundert, ist eine Ablehnung der Metaphysik. Und ich denke, das ist im 19. Jahrhundert besonders bedeutsam, weil das Wesen der Metaphysik, wie Sie sehen, im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen Phänomenen und Noumena betrachtet wurde. Betrachtet wurde sie sozusagen im Lichte der repräsentativen Erkenntnistheorie, die viele unbeantwortete Fragen über die Realität aufwarf, die sie repräsentieren sollte.

Es fällt auf, dass Werke von Autoren wie Bradley zur Metaphysik Titel wie „Erscheinung und Wirklichkeit“ tragen. Das war auch Bradleys Titel: „Erscheinung

und Wirklichkeit“. Im Grunde behauptet die positivistische Bewegung, dass wir nur die Erscheinungen kennen und blendet die Wirklichkeit aus.

Beachten Sie das beim Lesen von John Stuart Mill. Wenn Sie sich für die Frage nach Geist und Körper interessieren – was ist der Geist? –, dann sagt Mill, der Geist sei lediglich die ständige Möglichkeit von Reflexionen, von Reflexionsideen. Der Geist selbst ist also kein Ding.

Wir wissen nichts über seine Realität. Was wir unter dem Begriff „Geist“ verstehen, ist das, was vermutlich mit zukünftigen Erfahrungen zusammenhängt, die ständige Möglichkeit der Reflexion. Nun, worum geht es? Um die ständige Möglichkeit von Empfindungen.

Du sagst, das sei nicht entscheidend, aber es ist das, worauf es ankommt. Nun, Phänomene, das ist es für uns. So entwickelt sich bei Comte, Mill und Mark eine durch und durch phänomenologische Sichtweise.

Bertrand Russell, ja und nein, je nachdem, aus welchem Jahrzehnt seiner Karriere man liest. Er räumte jedem das Recht ein, seine Meinung zu ändern, und tat dies mitunter recht erfolgreich. So lässt sich sein Charakter beschreiben.

Wie äußert sich das nun bei diesen Personen? Nun, zunächst einmal starb Auguste Comte, ein Franzose, im Jahr 1857. Es gibt ein Kapitel über Comte in Stumpfs Werk, und auch in Gardners Anthologie finden sich einige Auszüge. Comtes Texte sind leicht zugänglich und gut lesbar.

Achten Sie auf zwei Dinge. Zum einen auf sein Dreistufengesetz. Zum anderen auf seine These von der Einheit der Wissenschaft.

Das Drei-Stufen-Gesetz ist seine Formulierung einer empirischen Verallgemeinerung zur Wissenschaftsgeschichte. Er ist Empirist und interessiert sich für die Geschichte der Wissenschaft. Daher wird er eine empirische Verallgemeinerung zur Wissenschaftsgeschichte präsentieren.

Wissenschaft durchläuft demnach drei Entwicklungsstadien: von einem religiösen über ein spekulatives zu einem wissenschaftlichen Stadium. Im religiösen Stadium entstehen natürlich Theologie, Mythologie und so weiter.

Fiktionen, imaginative Fiktionen, wie der Göttliche Ritus der Könige, wegen dem Karl I. seinen Kopf verlor, erinnern Sie sich? Oder Fetische im primitiven Animismus. Vorstellungen von göttlicher Vorsehung.

Dies ist die fantasievolle Kindheit des menschlichen Geistes. Die zweite Phase ist die spekulative. Sie befasst sich mit abstrakten Ideen, Konstrukten, metaphysischen Konstrukten wie Theorien über Universalien und Wesenheiten.

Naturrechtsethik und -jurisprudenz. Theorien der natürlichen Rechte. Demokratische Ideale, wie die Annahme, dass alle Menschen gleich geboren sind, sind kaum empirische Verallgemeinerungen .

Vorstellungen von Teleologie, Alchemie, Astrologie und Finalursachen. Sehen Sie, all das sind spekulative Theorien über verborgene Realitäten. Das ist die Adoleszenz des menschlichen Geistes.

Die dritte Stufe ist jedoch empirisch, wissenschaftlich und befasst sich mit dem, was positiv bekannt ist, mit dem, was wir positiv aussagen können. Daher der Begriff Positivismus: Was lässt sich positiv aussagen?

Gewiss. Dies ist die Reife , das Erwachsenenalter des menschlichen Geistes. Und genau hier, in der wissenschaftlichen Phase, versuchen wir, allgemeine Gesetze zu formulieren.

Das allgemeine Geltungsgesetz ist eine empirische Verallgemeinerung, die alle Daten umfasst. Und auf der Grundlage dieser allgemeinen Gesetze, Verallgemeinerungen, lassen sich Vorhersagen treffen.

Und deshalb müssen Technologien entwickelt werden, die natürliche Prozesse nutzen. Die positive Phase ist also diejenige, zu der sich die Wissenschaften entwickeln. Nun versucht er, die verschiedenen Wissenschaften auf diese Weise nachzuvollziehen.

Die Religion hat sich zur metaphysischen Stufe weiterentwickelt. Ein Großteil der Theologie ist schlichtweg Metaphysik. Die Chemie hat sich natürlich vom primitiven Fetischismus über die Alchemie zur Wissenschaft, zur empirischen Wissenschaft, entwickelt.

Doch was ihm besonders am Herzen liegt, ist die Entwicklung einer Wissenschaft des sozialen Wandels. Eine Wissenschaft des sozialen Wandels. Schließlich lebt er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

Wer sich mit der französischen Geschichte auskennt, weiß, dass es eine Zeit der Umbrüche war. Wir wollten also eine Wissenschaft, eine empirische Wissenschaft des sozialen Wandels. Und das ist der Anfang dessen, was heute Soziologie ist.

Sozialwissenschaftliche Studierende, wenn ihr euch mit der Geschichte eurer Wissenschaft befasst , werdet ihr feststellen, dass sie so begann. Nun ja, da war noch

ein anderer Mann, ungefähr zur selben Zeit wie Auguste Comte, etwas älter, ein Mann namens Saint-Simon. Aber die Soziologie entstand aus dem Bestreben, durch und durch empirisch zu sein.

Erst in den letzten Jahren, etwa ein bis zwei Jahrzehnten, hat die Soziologie begonnen, Teile der phänomenologischen Tradition aufzugreifen und Subjektivität und Ähnliches anzuerkennen, den Einfluss von Denkern wie Max Weber. Die Einheit der Wissenschaft ist nun der zweite Schwerpunkt bei Auguste Comte. Ganz einfach.

Es ist die Vorstellung, dass alle Wissenschaften im Wesentlichen derselben Methode folgen. Es wird nicht zwischen der Erforschung der Natur und der Erforschung des Menschen unterschieden.

Dieselbe Methode gilt für beide Bereiche, sollte sie auch. Und diese These von der Einheit der Wissenschaften ist eines der Dinge bei Kant, die bis ins 20. Jahrhundert hinein Bestand hatten – die Betonung der Einheit der Wissenschaften. Genau damit arbeitet Dewey: Er versucht, die in der Rekonstruktion und Philosophie entwickelte wissenschaftliche Methode auf den sozialen Wandel, die Bewältigung sozialer Probleme, die Politik, die Bildung usw. anzuwenden.

Einheit der Wissenschaften. Die Unterschiede zwischen den Wissenschaften sind Unterschiede in ihrer Komplexität. So muss beispielsweise die Soziologie auf der Psychologie aufbauen.

Die Psychologie muss auf der Biologie aufbauen. Die Biologie muss auf der Chemie aufbauen. Die Chemie muss auf der Physik aufbauen.

Die Physik baut auf der Mathematik auf. Daher besteht eine hierarchische Anordnung der Wissenschaften hinsichtlich ihrer Komplexität. Interessanterweise haben sie sich historisch gesehen in dieser Reihenfolge immer weiter entwickelt und sind dabei immer komplexer geworden.

Nun, das ist meine Zusammenfassung von Auguste de Kant. Falls Sie die Gardner-Anthologie besitzen, haben Sie sie mitgebracht? Ich hätte Sie warnen sollen. Beachten Sie seine Anmerkungen zu Descartes auf Seite 151.

Jeder französische Philosoph muss der Descartes-Union Beiträge zahlen. Und hier sind Kants Beiträge. Während Descartes der Welt den glorreichen Dienst erwies, ein vollständiges System positiver Philosophie zu begründen – ja, das wissen Sie mit Sicherheit –, war der Reformator trotz all seiner kühnen Energie nicht in der Lage, sich so weit über seine Zeit zu erheben, dass er ihr eine vollständige logische Erweiterung geben konnte, indem er den Teil der Physiologie, der mit intellektuellen und moralischen Phänomenen zusammenhängt, in sie einbezog.

Der Teil der Physiologie, der sich mit intellektuellen und moralischen Phänomenen befasst. Nachdem er eine umfassende mechanische Hypothese auf der Grundlage der fundamentalen Theorie der einfachsten und universellsten Phänomene aufgestellt hatte, übertrug er denselben philosophischen Ansatz auf die verschiedenen elementaren Begriffe und Beziehungen des tierischen Organismus. Als er jedoch zu den Affekten und dem Intellekt gelangte, brach er abrupt ab und widmete ihnen ein eigenes Studiengebiet als Bestandteil der metaphysisch - theologischen Philosophie.

Ein solches Wort muss etwas Schlechtes bedeuten. Und so versuchte er, ihm neues Leben einzuhauchen, nachdem er zuvor dessen wissenschaftliche Grundlagen weitaus erfolgreicher untergraben hatte. Und auf der nächsten Seite, Seite 152 unten, sieht man, dass er die positive Theorie der affektiven und intellektuellen Funktionen darlegt, und zwar folgende.

Es besteht aus der experimentellen und rationalen Untersuchung der Phänomene der inneren Sinne, der den Hirnganglien eigenen Reflexionsvorstellungen und der Hirnphysiologie, unabhängig von allen unmittelbaren äußeren Apparaten. Er hätte eine Hirnwissenschaft betreiben sollen. Sein Ziel ist also ganz klar, und man erkennt, dass er durch diese Erweiterung der wissenschaftlichen Methode einen methodologischen Naturalismus befürwortet, wie wir ihn bei John Dewey kennengelernt haben.

Stimmt's? So wie wir es bei John Dewey kennengelernt haben. Ich glaube, deshalb hat ein Professor von mir mal ein Seminar damit begonnen, zu sagen, dass sein Positivismus und sein Pragmatismus im Grunde dasselbe bedeuten und beide in einer Sackgasse enden. Verstehen Sie? Weil sie sich auf die Grenzen der empirischen Wissenschaft beschränken.

Okay. Fragen? Anmerkungen? Ich denke, das ist ganz einfach, und Sie werden es wahrscheinlich sofort verstehen. Okay.

John Stuart Mill. Ich denke, man kann mit Fug und Recht behaupten, dass Mill der empirischste aller Empiristen war. Meinen Sie empirischer als Locke und Hume? Ja.

Hume sprach von zwei Arten von Wissen: Tatsachen und Ideenbeziehungen. Ideenbeziehungen sind analytische Wahrheiten, Prädikate, die im Subjekt enthalten sind, wie in der Mathematik.

Mill argumentiert, dass Mathematik eine empirische Wissenschaft sei. Drei plus fünf gleich acht ist eine empirische Verallgemeinerung über alle Mengen von drei und fünf. Analytische Wahrheiten sind demnach eigentlich empirische Verallgemeinerungen oder, wenn man so will, empirische Hypothesen.

Die Denkgesetze – Widerspruchsfreiheit, Identität, A gleich A und nicht Nicht- A – sind empirische Verallgemeinerungen über unsere Denk- und Sprachgewohnheiten. Mit anderen Worten: Mill reduziert diese Grundprinzipien auf psychologische Verallgemeinerungen. Verallgemeinerungen also darüber, wie der Geist denkt.

Und genau das meinte Husserl mit Psychologismus, den er verurteilte. Der Psychologismus bietet keine ausreichende Grundlage für Mathematik, Logik usw., erinnern Sie sich? Psychologismus.

Genau das war es also, wogegen Husserl ankämpfte, genau das hatten wir dort erwartet. Doch mit diesem Schritt verwirft Mill jegliches intuitive Wissen, jegliches angeborene Wissen, alle selbstverständlichen Wahrheiten. Tatsächlich entstand ein beträchtlicher Teil seiner erkenntnistheoretischen Schriften in einer Kritik an der Philosophie von Sir William Hamilton, einem der schottischen Realisten.

Und wissen Sie, die schottischen Realisten, in der Tradition von Thomas Reid, sprachen von selbstverständlichen Wahrheiten. Wahrheiten, an die wir aufgrund der uns in die menschliche Natur, die Gott geschaffen hat, angelegten Neigungen des menschlichen Geistes ganz natürlich und spontan zu glauben beginnen. Und was Mill im Geiste der Aufklärung tut, ist zu sagen, dass das nicht sicher genug, nicht positiv genug ist.

Diese Wahrheiten sind schlicht empirische Verallgemeinerungen. Empirische Hypothesen, wenn man so will. Die Erkenntnis, dass Verallgemeinerungen und selbstverständliche Wahrheiten eigentlich Hypothesen sind, hilft zu verstehen, wie Mill die hypothetisch-deduktive Methode entwickelt.

Es hilft aber auch zu verstehen, wie er Empirist sein und die Prinzipien der Deduktion als empirisch bezeichnen kann. Ein Syllogismus braucht nämlich nicht nur Prämissen, sondern auch gültige Schlussfolgerungen, also Verbindungen, die den Gesetzen der Logik entsprechen. Wenn aber die Gesetze der Logik empirische Verallgemeinerungen und die Prämissen empirische Verallgemeinerungen, sozusagen Hypothesen sind, dann hat man im Grunde einen Syllogismus als eine Manipulation empirischen Wissens.

Ganz einfach. Induktives Denken, so erkennt er, setzt die Gleichförmigkeit der Natur, das Induktionsprinzip und die Gleichförmigkeit der Natur voraus. Mill hatte darauf hingewiesen.

Nun, laut Mill ist die Gleichförmigkeit der Natur schlicht unsere umfassendste empirische Hypothese. Es handelt sich um eine empirische Verallgemeinerung, die auf alles extrapoliert wird. Gut, das ist die Hypothese.

Es handelte sich also um ein durch und durch empirisches Verfahren. In seinen Arbeiten zur Logik schrieb Mill sehr viel über Logik und verfeinerte Bacons induktive Methoden. Sie erinnern sich sicher an seine Anwesenheitstabelle, Abwesenheitstabelle usw.

Er verfeinerte diese im Wesentlichen gleichen Methoden, präzierte sie aber, um die von ihm angestrebte Genauigkeit für positive Erkenntnisse zu erreichen. So näherte er sich also nicht nur den Naturwissenschaften, sondern auch der Wissenschaft von der menschlichen Natur. Wie ich bereits sagte, ist seine Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Materie sehr einfach: Materie, dieser Begriff, hat als empirische Bedeutung schlicht die ständige Möglichkeit der Sinneswahrnehmung.

Empirisch betrachtet bedeutet die Existenz materieller Körper, dass Empfindungen möglich sind. Und ebenso bedeutet die Existenz des Geistes die ständige Möglichkeit der Reflexion. Er baut also auf John Lockes Ideen auf, auf einfachen Vorstellungen von Empfindung und Reflexion.

Aber indem er Lockes Auffassung von der Realität der Materie als Substanz, als Substrat, und seine Auffassung von der Realität des Geistes oder der Seele als immaterielle Substanz, als das Denkende, verwirft, lehnt er Metaphysik und Spekulationen ab. Man beachte, dass dies sehr nah an David Hume liegt, der den Geist lediglich als ein Bündel von Wahrnehmungen bezeichnete. Tatsächlich ist er, glaube ich, nicht ganz so skeptisch wie David Hume.

Sehen Sie, als Hume sagte, dass alles, was wir über den Geist wissen, die Gesamtheit der Wahrnehmungen sei, bezog er sich auf unsere gegenwärtigen Wahrnehmungen, also auf Erinnerungen, die wir für vergangen halten, und Erwartungen, die wir für zukunftsbezogen halten. Für Hume ist der Geist genau diese gegenwärtige Gesamtheit der Wahrnehmungen. Jenseits dieser gegenwärtigen Erfahrung haben wir kein Wissen, kein Wissen über Tatsachen jenseits dieser gegenwärtigen Erfahrung, dieser Gesamtheit der Wahrnehmungen.

Locke hatte bekanntermaßen die persönliche Kontinuität und die persönliche Identität durch Erinnerung, durch das Wissen um die Vergangenheit, behauptet, was Hume für unbegründet hält. Es mag stimmen. Wir können es nicht beweisen.

Wenn Mill jedoch von einer permanenten Möglichkeit spricht, meint er die empirische Verallgemeinerung, dass Materie oder Geist Hypothesen seien. Denn wenn es eine permanente Möglichkeit der Empfindung oder der Reflexion gibt, dann ist das mehr als nur die gegenwärtige Menge an Wahrnehmungen. Es ist persönliche Kontinuität, zumindest die Kontinuität des Bewusstseins.

Also, er weigert sich, sich mit Metaphysik zu beschäftigen. Man könnte, ähm, die Verbindung zu Jean-Paul Sartre untersuchen. Kein transzendentes Ego.

Jede neue Wahrnehmung, die ich gewinne, erschafft das Selbst aufs Neue . Verstehst du ? Es ist, als ob er sagen würde, dass das Selbst für mich einfach eine ständige Möglichkeit neuer Reflexionen und Erfahrungen ist. Also, ähm, was wir in etwa in der englischen Philosophie des 19. Jahrhunderts finden, ist das, wozu Sartre im kontinentalen Denken des 20. Jahrhunderts gelangt.

Sehen Sie, die Auflösung des Selbst. Wirklich. Die Auflösung des Selbst.

Nun, genau deshalb steht die von Mill entwickelte utilitaristische Ethik vor einem Problem, das ihr immer wieder vorgeworfen wird. Das Nützlichkeitsprinzip besagt ja, dass wir das Vergnügen maximieren und den Schmerz für die größtmögliche Anzahl von Menschen minimieren sollten. Es besagt, dass man Menschen als eine Ansammlung schmerzhafter und angenehmer Erfahrungen betrachten sollte.

Was aber kann man als Mill tun, wenn das Selbst nur die permanente Möglichkeit von Erfahrungen ist? Ethisch gesehen bleibt einem nichts anderes übrig, als das Selbst so zu betrachten und die positiven Erfahrungen zu maximieren. Im Utilitarismus gibt es keine Grundlage für die Achtung vor Personen in der Tradition Kants. Aus dem einfachen Grund, dass er keine Vorstellung von der Person jenseits der bloßen Summe ihrer Erfahrungen hat.

Sie ? Gerechtigkeit. Menschenrechte. Das sind Worte, die wir bestimmten nützlichen Dingen geben, die positive Erfahrungen hervorrufen.

Wir schätzen Gerechtigkeit also aufgrund ihres Nutzens, nicht weil sie richtig ist. Es gibt kein vorrangiges Recht, weil es kein Konzept von Personen mit intrinsischen Rechten gibt. Deshalb musste John Stuart Mill eine utilitaristische Straftheorie entwickeln, nachdem Strafe zuvor im retributiven Sinne verstanden worden war.

Vergeltungsstrafe ist übrigens keine Rache. Das ist ein psychologischer Prozess. Vergeltung bedeutet lediglich, jemanden zur Rechenschaft zu ziehen, ihn für sein Fehlverhalten verantwortlich zu machen und gewissermaßen das gesellschaftliche Gleichgewicht in Bezug auf etwas wiederherzustellen, das ihm nicht zusteht.

Es ist, um es mit diesem Wort zu sagen, der Versuch eines sozialen Gleichgewichts. Nun, für diese Vorstellung hätte Mill keine Grundlage gehabt, und so entwickelte er eine utilitaristische Straftheorie, die auf Jeremy Benthams Prinzipien der Moral und Gesetzgebung aufbaute. Bentham befürwortete Strafen , um den Täter zu bessern oder abzuschrecken, ohne ihn im klassischen Sinne moralisch schuldig zu verurteilen. Und so finden sich bis heute in unserer Gesellschaft im Grunde zwei, mindestens zwei, Straftheorien wieder.

Die eine ist die Vergeltungstheorie, die andere die utilitaristische, manchmal auch eine Kombination aus beidem. Eine Vergeltungstheorie wurde von Kant und Thomas von Aquin formuliert, die jedoch eine Teleologie beinhaltet. Strafe hat einen Zweck.

Ja, hoffentlich steckt ein erlösender Zweck dahinter. Aber in unserer Gesellschaft gibt es nur diese beiden Aspekte, und im Großen und Ganzen scheinen unsere Strafanstalten nach einem utilitaristischen Strafprinzip zu funktionieren. Vor einigen Jahren gab es in Großbritannien eine Entwicklung, die, aufbauend auf einer utilitaristischen Ethik, eine therapeutische Straftheorie befürwortete.

Das heißt, man sollte es keinesfalls als Strafe bezeichnen, sondern als Therapie. Die Idee dahinter ist, dass der Straftäter emotional gestört und sozial unangepasst ist, weshalb eine Form der psychologischen Therapie notwendig sei. Das sorgte für großes Aufsehen, da es die individuelle Verantwortung scheinbar noch weiter minimierte.

Vielleicht wissen Sie, dass C.S. Lewis in seiner Sammlung „Gott vor Gericht“ einen Artikel zu diesem Thema verfasst hat. Darin trägt er den Titel „Die humanitäre Theorie der Bestrafung“ – so wurde sie damals genannt. Lewis argumentiert, dass diese Theorie den Menschen entmenslicht. Sie behandelt das Individuum nicht als Person, die etwas getan hat, sondern als Rädchen im Getriebe einer Maschinerie, die keine Wahl hatte. In diesem Zusammenhang gewinnt die philosophische Frage nach Freiheit und Determinismus an Brisanz.

Mill behandelt die Frage von Freiheit und Determinismus, von Freiheit und Notwendigkeit. Da er ein Gegner der Metaphysik ist, muss er den Necessitarismus ablehnen, den er heutzutage mitunter als harten Determinismus bezeichnet. Das heißt, es gibt für jede menschliche Entscheidung und Handlung hinreichende Ursachen, sodass keine andere Entscheidung oder Handlung hätte erfolgen können.

Necessitarismus. Die vorhergehenden Ursachen sind sowohl notwendig als auch hinreichend. Das ist eine Auffassung von Kausalität, eine phänomenologische, die er nicht aufhalten konnte.

Das würde bedeuten, dass wir die von Hume so genannten notwendigen Zusammenhänge kennen, und er stimmte Hume zu, dass wir sie nicht kennen. Es handelt sich also um eine Ablehnung des Necessitarismus. Andererseits ist er auch nicht einverstanden mit dem Libertarismus, der heutzutage meist als Indeterminismus bezeichnet wird.

Die Ansicht, dass menschliche Entscheidungen, der menschliche Wille, frei sind und sich auch anders entscheiden könnten, gefällt ihm nicht. Und das liegt an den ständigen Konjunktionen.

Humes Begriff bezeichnet die ständigen Verbindungen zwischen Motiv und Handlung, einschließlich des aktiven Willens. Das heißt, es gibt vorausgehende psychologische Faktoren, die für die Ausführung jeder Handlung notwendig sind. Es scheint also eine ständige Verbindung zwischen diesen vorausgehenden Faktoren und der Handlung zu bestehen.

Wir können nicht sagen, dass sie es notwendig machen . Das ist eine metaphysische Theorie. Wir wissen das nicht.

Was er also vertritt, ist eine Art Kompatibilismus, wie er manchmal genannt wird, oder weicher Determinismus. Er möchte bekräftigen, dass wir sehr wohl Entscheidungen treffen. Wir treffen Wahlmöglichkeiten.

In diesem Sinne ja, der Wille ist eine Entscheidung, die nicht durch äußere Ursachen eingeschränkt ist. Er bestreitet jedoch, dass diese Entscheidungen durch innere Ursachen eingeschränkt sind. Und genau diese Ansicht, dieser sanfte Determinismus, fließt natürlich in seine utilitaristische Ethik und so weiter ein.

Denn wenn wir auf Kausalfaktoren reagieren, die gemäß unseren allgemeinen Annahmen zu Freude oder Leid führen, dann beeinflussen die Faktoren, auf die wir bei unseren Entscheidungen reagieren, diese Faktoren entsprechend, und ein utilitaristischer Ansatz ist daher die logische Konsequenz. Gut. Seine utilitaristische Ethik behandelt das sehr gut.

Er entwickelt eine Glaubenstheorie, die der Freiheitstheorie ähnelt. Demnach werden Überzeugungen weniger frei gewählt, als vielmehr psychologisch konstruiert. Auch hierfür liegen die Wurzeln bei Hume.

Erinnern Sie sich an Humes Psychologie des Glaubens? Ständige Verknüpfungen gewöhnen den Geist daran, bestimmte Dinge zu erwarten oder einen notwendigen Zusammenhang anzunehmen. Seine Psychologie des Glaubens ähnelt also der von David Hill. Genau dieses Bild zeichnet Mill, und ich hoffe, Sie erkennen deutlich, wie die hypothetisch-deduktive Methode auf die Humanwissenschaften ausgedehnt wurde – ja, wenn es um den Geist, um Freiheit und Notwendigkeit, um Ethik geht.

du ? Ja? Du brauchst deine allgemeinen Hypothesen als Prämissen, wenn du die Lust- und Schmerzfolgen einer bestimmten Handlung vorhersagen und utilitaristische Entscheidungen treffen willst. Die Übertragung auf die Humanwissenschaften ist also ziemlich einfach , und ebenso ... okay, Mill? Ich verstehe es nicht ganz, Esther. Ja.

Okay. Verwechseln Sie seinen Gebrauch des Wortes „Möglichkeit“ nicht mit dem eines Aristotelikers, bei dem das Mögliche im Prozess des Werdens zum Tatsächlichen steht. Verstehen Sie ? Er meint mit der permanenten Möglichkeit von Empfindungen lediglich, dass wir, wenn wir von einem Stuhl, einem Schreibtisch,

einem Filzstift oder einem menschlichen Körper sprechen, sagen, dass wir diese Dinge für sichtbar und greifbar halten.

du ? Beachte das Ende: sichtbar, greifbar, hörbar, fühlbar. Verstehst du ? Das heißt, solange es materielle Dinge wie Körper gibt, besteht auch die Möglichkeit von Sinneserfahrungen. Das ist alles.

solche Sinneserfahrungen machen werden , ob ich Esther jemals wiedersehe, ist ungewiss. Aber zu sagen, Esther sei real, sie lebe, existiere körperlich, bedeutet nichts anderes, als dass sie ein sichtbares Wesen ist. Materie im Sinne eines Newtonschen Raumbewohners hingegen ist etwas ganz anderes.

Das können wir nicht. Ähnlich verhält es sich mit dem Geist. Wenn ich von Ihrem Geist spreche, wenn Sie von Ihrem Geist sprechen, sagen Sie im Grunde, dass ein Geist bedeutet, dass Sie über alle möglichen Bewusstseinszustände verfügen, über die Sie reflektieren können.

Ob das gelingt oder nicht, hängt davon ab, ob man lange genug wach bleibt. Das ist eine Frage des Zufalls. Doch einen Verstand zu haben bedeutet, nachzudenken.

Was meinte Descartes mit „denkendem Wesen“? Mill lässt dieses Wesen nun beiseite und konzentriert sich nur auf das Denken. Er vermeidet also die metaphysische Hypothese und hält sich an die empirische. Das mag zunächst etwas seltsam klingen, aber wie sonst sollte man über den Menschen rein empirisch sprechen? Man kann den Menschen nur anhand von Sinnesdaten und Reflexionsdaten beschreiben.

Die körperliche Ebene wird anhand von Sinneswahrnehmungen beschrieben, die innere, mentale Ebene anhand von Reflexionsdaten. Das sind alle empirischen Erkenntnisse, die wir über den Menschen haben. Ist das verständlich? Okay.

Ich möchte noch kurz etwas zu Ernst Mach sagen. Er starb 1916, war ein österreichischer Physiker, und er ist vor allem für zwei Dinge bekannt. Zum einen für seinen, wie man so schön sagt, Sensationalismus.

Er schrieb ein Buch mit dem Titel „Die Analyse der Empfindungen“, in dem er argumentierte, dass sich jedes Erfahrungsobjekt in seine beobachtbaren Sinnesqualitäten zerlegen lässt. Damit verfolgte er dasselbe Ziel wie Mehl: Phänomene, also Erfahrungsobjekte, allein anhand von Sinnesdaten zu beschreiben. In diesem Sinne bestünde die Welt – unsere Welt, unsere wissenschaftliche Welt – aus nichts anderem als Empfindungen, Sinnesqualitäten.

In der Wissenschaft sind keine nicht-empirischen metaphysischen Behauptungen akzeptabel. Seine zweite Bedeutung zeigt sich in einem seiner Bücher über die

Wissenschaft der Mechanik, in dem er darauf besteht, dass eine wissenschaftliche Theorie lediglich eine ökonomische Art der Beschreibung von Beziehungen zwischen Sinnesdaten darstellt. Fügt man diese beiden Punkte zusammen, so ergibt sich erstens: Die Wissenschaft kann ausschließlich über Sinnesdaten sprechen.

Zweitens sind wissenschaftliche Theorien demnach lediglich Theorien, die sich auf Sinnesdaten beziehen. Verstanden? Theorien, die sich auf Sinnesdaten beziehen. Es werden keine Beziehungen vorgegeben; Beziehungen zwischen Sinnesdaten.

Wir strukturieren die Sinnesdaten auf bestimmte Weise, sodass die Objekte, von denen die Wissenschaft spricht, ideale, von uns strukturierte Phänomene sind und nicht Objekte an sich. Diese Sichtweise der Wissenschaft, sowohl die von Ways als auch die von Mills, wird als Instrumentalismus bekannt. Wissenschaftliche Theorien sind demnach lediglich Instrumente für praktische Zwecke.

Eher als Bruchstücke von Wissen über irgendeine Art von Realität an sich . Das ist die klassische antirealistische Sichtweise der Wissenschaft. Nun, das sind also die drei Merkmale des Empirismus des 19. Jahrhunderts.

Behaltet das im Hinterkopf, und wir kommen am Montag darauf zurück, wenn wir uns mit Bertrand Russell beschäftigen . Okay? Das ist eure Leseaufgabe für diese Woche. Die Leseaufgabe für nächste Woche habt ihr auch, wobei ich am Montag noch etwas hinzufügen werde.

Denkt daran, was ich gesagt habe: Am Mittwoch bekommen wir einen Gast, der mit der Klasse sprechen wird. Wir sehen uns dann.